

Adwoa, die andere



Sie ist eines der gefragtesten Models weltweit, aber nicht nur ihr Aussehen macht Adwoa Aboah in der Modewelt einzigartig, sondern auch der offene Umgang mit ihren Ängsten. Der Fotograf Juergen Teller, ein Freund ihrer Familie, lud sie während der Fußball-WM zusammen mit ihren Verwandten in sein Londoner Studio ein



Adwoa Aboah hätte den Weg gehen können, den viele andere Stars im Rampenlicht wählen: über ihre Probleme zu schweigen. Stattdessen hat sie sich entschieden, über ihre dunkelsten Zeiten zu sprechen. Über ihre Depressionen und einen Suizidversuch. So will sie anderen jungen Frauen helfen, ihre Ängste zu überwinden. Unsere Reporterin hat sie in London und Warschau getroffen

Wo ich Adwoa Aboah zum ersten Mal gesehen habe, weiß ich nicht mehr: entweder auf einem Plakat von Chanel oder in einem Video auf YouTube. Das Plakat hing in einer Boutique und war in Schwarz-Weiß gehalten; sie trägt darauf ein zusammengeknottetes Kopftuch und eine große schwarze Brille, die Schatten der Beleuchtung konturieren ihre feinen Gesichtszüge und lassen ihre Sommersprossen deutlich hervortreten.

Adwoa, das Supermodel.

In dem Video trägt sie Pelzmütze und Mantel, sie setzt sich auf einen Hocker. Während sie sich nach und nach auszieht, erzählt sie, wie sie als Jugendliche depressiv und drogensüchtig wurde. Am Ende des Clips sitzt sie einem schwarzen BH und einer rosafarbenen Baumwollunterhose da. »Vielleicht liebe ich mich nicht die ganze Zeit«, sagt sie und zieht ihr rechtes Bein hoch, »aber inzwischen finde ich mich ziemlich in Ordnung.«

Adwoa, der Mensch.

An diese beiden Gesichter von Adwoa Aboah musste ich denken, als ich mich daranmachte, sie zu porträtieren.

Sie ist gerade eines der gefragtesten Models weltweit: Das *Time*-Magazin hat die 26-jährige Britin zu einer »Vorreiterin der nächsten Generation« gekürt, das britische Fashion Council zum »Model des Jahres«. Aktuell wirbt sie nicht nur für Chanel, sondern auch für Burberry und Fendi. Auf ihren Instagram-Fotos lächelt sie neben ihrer engen Freundin Cara Delevigne und dem Londoner Bürgermeister Sadiq Khan; ein Clip zeigt eine Liebesszene zwischen ihr und Scarlett Johansson aus dem Science-Fiction-Film *Ghost in the Shell*. Das Supermodel Naomi Campbell kommentiert häufig ihre Beiträge, unter einen Schnappschuss von der Chinesischen Mauer hat sie geschrieben: »Erobere weiter die Welt. So stolz auf dich!«

Wie, fragte ich mich, passt so ein Leben im Rampenlicht wohl zu einem Leben mit einer Depression?

An einem Montag Mitte Juni holt mich ihre Mitarbeiterin Anna an einer U-Bahn-Station in Nordlondon ab. Wir laufen an hellen viktorianischen Häusern mit Erkerfenstern und bunten Türen vorbei, für Londoner Verhältnisse ist es relativ ruhig. Hier in Notting Hill ist Adwoa Aboah aufgewachsen. Ihre Mutter Camilla Lowther stammt aus einer adligen Familie im englischen Cumbria, ihr Vater Charles Aboah ist der Sohn eines ghanaischen Diplomaten, der unter anderem in London stationiert war. Die beiden lernten sich 1981 kennen, als Camilla für eine Modenschau ein männliches Model suchte und Charles ihr

von gemeinsamen Freunden vorgestellt wurde. Sie hat eine renommierte Agentur für Fotografen und Stylisten gegründet, er ist ein erfolgreicher Location-Scout.

Ein Haus mit einer blauen Tür. Wir bleiben stehen und klingeln. Eine Putzfrau öffnet die Tür, drinnen laufen Handwerker herum. Das Haus der Aboahs wird gerade renoviert. Ich folge Anna Richtung Souterrain und begegne auf der Treppe einer Mitarbeiterin von Chanel, die Kleider für eine Anprobe vorbeigebracht hat. »Adwoa ist morgen die Gastgeberin beim Sommerfest der Serpentine Galleries«, erklärt Anna. Unten befindet sich eine gemütliche Lounge mit offener Küche. Dahinter geht es hinaus auf eine Terrasse, auf einem Gartenstuhl ist Adwoas jüngere Schwester Kesewa zu sehen. Obwohl beide inzwischen in den USA leben, kommen sie regelmäßig nach London; immer wenn sie hier sind, wohnen sie im Haus ihrer Eltern. Nach einer Viertelstunde kommt jemand mit schweren Schritten die Treppe herunter. Es ist die schmale, fast jugenhafte Adwoa Aboah mit den hellbraunen Sommersprossen und den kurz geschorenen Haaren. Sie hat sich einen Bademantel übergeworfen, offenbar ist sie mit der Anprobe gerade erst fertig geworden. Aus den Terminabsprachen weiß ich, dass sie in den vergangenen zwei Wochen zwischen Warschau, London und Peking hin und her gereist ist. Heute Abend steht schon wieder eine Veranstaltung im Victoria and Albert Museum an. Ihre Augen sind so klein, als hätte sie eine Woche nicht geschlafen. Ihre Umarmung ist schlaff.

Guten Morgen!

»Na ja«, antwortet sie. »Es ist vier Uhr nachmittags.« Sie wendet sich ab. »Ich muss mal eine rauchen.«

Sie schlurft in den Garten und hockt sich zu ihrer Schwester. Mit sanfter Stimme führt mich Anna nach oben. Sie verschwindet und kehrt nach einer Weile zurück. »Adwoa ist sehr erschöpft«, sagt sie und klingt so, als müsste sie eine solche Situation nicht zum ersten Mal erklären. »Sie hat keine Kraft, um jetzt ein Interview zu geben. Heute Abend muss sie ja schon wieder im Victoria and Albert moderieren.« Entschuldigend schaut sie mich an: »Können wir noch mal verschieben?«

Später wird mir klar werden, dass auch diese Szene etwas mit Adwoa Aboahs Abgründen zu tun hat.

Ein Supermodel zu sein, das klingt nach einem glamourösen Leben. Blättert man durch die Magazine, sieht man perfekte Frauen vor aufregender Kulisse. Alles an ihnen wirkt begehrenswert:

die dunklen Augen von Kendall Jenner, die rätselhafte Coolness von Kate Moss, die blonde Eleganz von Karlie Kloss, der sonnengebräunte Körper von Gisele Bündchen. Stumm erzählen sie den Betrachtern von einem Leben in einer schöneren Welt. Auf Instagram kann man verfolgen, wie sie umherfliegen, Hollywood-Stars treffen, Hollywood-Stars daten und Partys wie in den Serpentine Galleries feiern.

Adwoa Aboah ist anders.

Der offensichtliche Unterschied liegt darin, dass sie in einer sehr weißen Welt eine der wenigen nicht weißen Stars ist. Der erste schwarze Chefredakteur der britischen *Vogue*, Edward Enninful, hat sie letzten Dezember auf sein erstes Cover gesetzt; der Starfotograf Juergen Teller (der auch diese *ZEITmagazin*-Titelgeschichte fotografiert hat) inszenierte sie für eine Kampagne in Ghana, der Heimat ihres Vaters. Obwohl – oder weil – sie so anders aussieht, scheint sie gerade richtig für eine Zeit, in der Filme wie *Black Panther* verändern, welche Hautfarbe, welche Haare, welche Typen als schön gelten.

Sie ist ein Supermodel im Sinne des Superlativs: Symbol einer sich verändernden Gesellschaft, die trotz Trump, trotz Brexit auch immer toleranter und vielfältiger wird.

Aboah spricht offen darüber, dass sie eine Abtreibung hatte. In Polen trifft sie Feministinnen

Aber da ist noch etwas. Es gibt im Deutschen keine gute Übersetzung für *mental health activist* – wer bezeichnet sich schon als »Aktivist für psychische Gesundheit«? Adwoa Aboah aber ist stolz auf dieses Label. Sie ist ein Model mit Meinungen. In einer Zeit, in der viele Prominente Fotos aus ihrem Privatleben posten, um sich als authentisch zu inszenieren, legt sie auch ihr Inneres frei. Im Netz kann man verfolgen, wie sie von ihren Depressionen erzählt, um anderen Depressiven zu helfen; dass sie Veranstaltungen abhält, bei denen junge Frauen über alles reden können, was sie belastet: Essstörungen, Beziehungsprobleme, Ängste. »Gurls Talk« nennt sie diese Treffen, und diese Slang-Schreibweise macht deutlich, dass ihre Konferenzen cooler sein sollen als andere.

Während die meisten Models Perfektion verkörpern, erzählt sie von ihren Brüchen. Das macht sie auf eine viel interessantere Art schön. Und unberechenbar.

Zwei Wochen vor dem Treffen in London sitzt sie auf einer Bühne in Warschau und wirkt ein wenig verloren. Die sieben polnischen Feministinnen, die mit ihr auf dem Podium im Zentrum für zeitgenössische Kunst sitzen, diskutieren über einen Gesetzesentwurf, der die Regeln für Abtreibung verschärfen soll. Adwoa Aboah sitzt am Rand, in einem roten Sessel, der die Form eines Mundes hat, und nestelt an ihrem Kopfhörer, aus

dem sie die Simultanübersetzung empfängt. Über einem langärmeligen lilafarbenen Hemd mit neongelber Schrift trägt sie ein schwarzes T-Shirt, dazu enge graue Jeans und schwarze Stiefel mit Stiletto-Absätzen. Mit flirrenden Augen scannt sie den Raum: Vor ihr sitzen 350 junge Polinnen auf einem rosa Teppich, die ihr die Gesichter wie Sonnenblumen entgegenrecken. Früher, sagt eine der Feministinnen auf der Bühne, sei Schwangerschaftsabbruch in Polen ein ganz normaler Vorgang gewesen. Inzwischen hat das Land eines der strengsten Gesetze in ganz Europa. Die rechtskonservative Regierung in Warschau will Frauen nur dann eine Abtreibung erlauben, wenn das Leben der Mutter unmittelbar bedroht ist oder wenn sie durch eine Vergewaltigung oder durch Inzest schwanger wurde.

Die Moderatorin wendet sich Aboah zu: »Kannst du uns von deiner Situation erzählen?«

Aboah beugt sich vor.

Vor etwas mehr als einem Jahr hat sie eine Abtreibung vornehmen lassen, weil sie sich noch nicht bereit fühlte für ein Kind. Sie hasste das Gefühl der anschwellenden Brüste in der Schwangerschaft, hasste diese Entfremdung von ihrem eigenen Körper, doch noch mehr hasste sie das Gefühl, als alles vorbei war. »Ich habe eine tiefe Scham verspürt«, sagt sie. »So als hätte ich etwas ganz Furchtbares getan.« Ihre Stimme ist überraschend tief, fast so tief wie die eines Mannes. Sie wirkt älter als 26.

Anfangs wusste nur ihre Familie davon. Dann beschrieb sie ihre Erfahrungen verschlüsselt in einem Gedicht. Als der Chefredakteur der polnischen *Vogue* sie fragte, ob sie zur Unterstützung der polnischen Frauenbewegung ein Statement abgeben würde, dachte sie nach: Sie könnte ein Video drehen und darin ihre Solidarität erklären, das wäre die einfache Möglichkeit. Die andere wäre, von ihrer eigenen Geschichte zu erzählen und ihre Scham öffentlich zu machen. Vielleicht würde dann etwas anderes daraus werden. Etwas Größeres.

Ihre Erfahrung als Waffe für den Kampf der polnischen Frauen, dieser Gedanke gefiel ihr.

»Ist doch verrückt, dass uns irgendwelche Männer vorschreiben wollen, was wir mit unseren Körpern machen sollen, oder?« Sie lehnt sich zurück und schlägt das rechte Bein über das linke. Die dünne Spitze ihres Stiefels wippt in der Luft.

Etwas Seltsames geschieht. Es ist, als hätte sie das Publikum mit dem Wunsch zu reden angesteckt. Eine Zuschauerin nach der anderen erhebt sich, um ihre eigene Geschichte zu erzählen. Da ist die 16-jährige Studentin, der die Mutter sagt: Nur Huren haben vor der Ehe Sex. Die junge Mutter von zwei Kindern, die Angst hat, von ihrer Umgebung als unemanzipiert angesehen zu werden. Die Journalistin, die eine tiefe Depression verspürt, weil sie die Proteste gegen die Regierung als aussichtslos empfindet. Sie alle wollen von ihren Geheimnissen berichten.

Als die Diskussion zu Ende ist, strömen sie nach vorn, um Adwoa Aboah zu umarmen und mit ihr Selfies zu machen. So als ob hier nicht ein eingeflogenes Supermodel stünde, sondern eine Seelenverwandte.

»Eigentlich«, sagt Adwoa Aboah hinterher, »war es wie eine Selbsthilfegruppe mit 350 Leuten.«

[→ S. 43]



Erleichterung spiegelt sich in den Gesichtern, als die Frauen nach drei Stunden Gruppentherapie wieder ins Freie treten. Viele haben sich einen solchen Austausch gewünscht, nun fühlen sie sich nicht mehr allein. Doch was jetzt? Werden all die freigesetzten Gefühle einfach verpuffen?

»Ich war sehr schockiert, von den Erfahrungen der anderen zu hören«, sagt eine junge Modejournalistin, mit der ich mich vor dem Eingang unterhalte. »Aber morgen müssen wir uns wieder mit den konservativen Professoren an unseren Unis herum-schlagen und mit unseren Eltern, mit denen wir über Politik nur streiten.« Sie schaut Adwoa Aboah hinterher, die in einen schwarzen Van steigt und mit ihrem Team davonfährt. Sie wird sich ihrer Modelkarriere widmen, die polnischen Frauen werden wieder in ihren Alltag zurückkehren. »Ich fühle mich so auf-gewühlt und gleichzeitig ratlos«, sagt Paulina.

Aus psychologischer Sicht sind öffentliche Aussprachen nicht ohne Risiko: Wenn man über seine persönlichen Traumata spricht, werden die Erinnerungen daran aktiviert. Therapien sind deshalb darauf angelegt, die Patienten länger zu begleiten: Sie sollen bei der Verarbeitung ihrer Gefühle nicht alleingelassen werden. Als Adwoa Aboah vor zwei Jahren »Gurls Talk« grün-dete, wurde sie von vielen gewarnt: Eine solche Arbeit sei sehr fordernd, sie habe ja nicht mal eine Therapeutenausbildung. Sie ließ sich nicht davon abbringen. Sie hat bisher Diskussionen in London und New York abgehalten; derzeit denkt sie über Veranstaltungen in der ghanaischen Hauptstadt Accra und im nordenglischen Manchester nach. Es gibt auch eine Website, auf der junge Frauen persönliche Geschichten und Gedichte veröffentlichen können, doch die wurde (bis zum Redaktions-schluss Ende August) seit einem Jahr nicht aktualisiert.

Könnte es sein, dass Adwoa Aboahs Aktivismus weniger mit Therapie zu tun hat und mehr mit Beichte?

Wenn man die großen Porträts liest, die in den britischen und amerikanischen Medien über sie erschienen sind, fällt auf, dass es sich durchweg um Heldenerzählungen handelt: Junge Frau besiegt Depression und Drogensucht, nun reist sie um die Welt und rettet andere Frauen. Eine schöne, aber zu einfache Ge-schichte. Als wir unser Interview an einem anderen Tag nach-holen und uns in den Garten ihrer Eltern setzen, erzählt sie, wie lange die Traurigkeit sie schon begleitet. Und dass sie sie auch jetzt immer wieder einholt.

Sie war 13, als sie von ihrer Londoner Schule auf ein Internat in Südengland wechselte und zum ersten Mal dieses dumpfe Gefühl im Magen verspürte. Zum ersten Mal fiel ihr ihre Andersartig-keit auf. Ihre Mitschüler kamen aus reichen, weißen Familien; sie war diejenige mit der dunklen Haut und den sich kräuselnden Haaren. »Warum sehen deine Haare so komisch aus?«, fragten die anderen. »Warum fühlen sie sich so komisch an? Du siehst ja aus wie ein Alien!« In einer Phase, in der Anpassung alles ist, schien ihr Anpassung unmöglich. Die blonden Mädchen an ih-rer Schule schminkten und kleideten sich auf eine Art, die sie nicht beherrschte. Die blonden Mädchen bekamen die coolen Jungen ab. Sie kicherten über Küsse und erste sexuelle Erfah-rungen; Adwoa Aboah lag ungeküsst in ihrem Bett und weinte.

Sie war überzeugt davon, hässlich zu sein. In den Mode-magazinen, die sie nach dem Unterricht verschlang, gab es keine Frauen wie sie. Was hätte sie darum gegeben, sich aus ihrer Haut zu schälen und in eine neue Haut zu schlüpfen!

»Erst viel später wurde mir klar: Mein Gott, ich bin ja doch nicht hässlich!«, erinnert sie sich.

In den Telefonaten mit ihren Eltern bat sie darum, die Schule zu wechseln und nach Hause zu kommen. »Halt noch ein Jahr durch«, sagten die ihr. Es wurden fünf.

Sie war schon immer schüchtern gewesen, doch mit der Zeit verhärtete sich ihre Schüchternheit zu Selbsthass. Sie suchte nach Wegen, um sich zu verstellen. Jahrelang trug sie eine Mütze, um ihre Haare zu verbergen. Sie begann zu kiffen, dann nahm sie Ecstasy und Kokain. Ihre Lieblingsdroge wurde das Ketamin, eigentlich ein Narkosemittel für Pferde. Es stoppte ihre Karussell fahrenden Gedanken, es beruhigte ihr flatterndes Herz. Nach außen trat sie als die lässige Adwoa auf, doch im In-neren war sie von Selbstzweifeln zerfressen. Sie kapselte sich von engen Freunden ab, um allzu ehrlichen Fragen aus dem Weg zu gehen; sie feierte mit Partyfreunden das dumpfe Gefühl im Magen weg. Je mehr Drogen sie nahm, desto größer wurde ihre

Nach einem Suizidversuch flog sie mit ihrer Familie nach Kenia. Dort fand sie neuen Lebensmut

Sehnsucht nach dem schwebenden Zustand, in den sie sie ver-setzten. Sie schwebte durch ihr Abitur, dann durch ihr Schau-spiel-Studium an der Brunel-Universität in London. Nur so glaubte sie zu funktionieren.

Natürlich funktionierte sie nicht.

Mit 21 kam sie von einem durchzechten Besuch beim Musik-festival von Glastonbury wieder und schleppte sich ins Büro ihrer Mutter. »Ich bin so erschöpft«, gab sie zu.

Ihre Eltern schickten sie in eine Entzugsklinik nach Arizona. Nach ihrer Entlassung kehrte sie nach London zurück und zog in ein betreutes Wohnprojekt. Wieder verfiel sie den Drogen. Mit 22 versuchte sie, sich mit einer Überdosis umzubringen: Vier Tage lag sie im Koma, dann einen Monat in einer psy-chiatrischen Klinik. Wenn Freunde sie besuchen kamen, lag sie apathisch in ihrem Bett und schaute sich stundenlang Hunde-fotos auf dem Handy an. Sie beschreibt es als eine Zeit der grenzenlosen Erschöpfung: Alle Energie war aus ihr gewichen, all ihr Selbsthass drang unbetäubt nach oben.

Eine Frage kreiste in ihr und quälte sie: *Was mache ich eigentlich auf diesem Planeten?*

Sie greift nach ihren Marlboros, die Armreifen klackern. Ihr Blick folgt den Rauchschwaden, die in den bedeckten Lon-

doner Himmel steigen. Es ist, als ob sie ihren eigenen Worten hinterherhört.

Was hat sie gerettet?

Sie dreht sich zur Seite und zeigt auf die Fensterfront, die die Terrasse vom Wohnhaus trennt. »Ein paar Monate nachdem ich aus dem Krankenhaus entlassen worden war, bin ich mit meiner Familie nach Kenia geflogen. Ich habe mich umgesehen, da waren meine Eltern und meine Schwester und meine Cousins und Cousinen. Ich dachte: ›Was mache ich eigentlich?! Es gibt so viele Menschen, die mich lieben. Ich will nicht *nicht* auf diesem Planeten sein!«

Heute fühlt sie sich stabiler. Sie nimmt Antidepressiva und hat gelernt, ihren Körper zu beobachten, als würde sie ihn erforschen. Spürt sie die Rastlosigkeit in sich aufsteigen, zwingt sie sich zur Pause. Sie betet ihr Repertoire der Selbsthilfemaßnahmen herunter: Genug schlafen. Genug essen. Sport machen. Freunde treffen. Trotzdem gibt es immer noch Tage, an denen sie morgens aufwacht und weinen muss. Tage, an denen sie ihre Beine zu dick findet und sich am liebsten zu Hause verstecken würde, weil sie denkt, dass es ihr einfach zu viel ist.

Sie schüttelt den Kopf.

Als sie sich nicht
mehr verstellte, kam
der Durchbruch.
Sie schaffte
es auf das Cover
der »Vogue«

»Ich war schon immer eine Grüblerin. Ständig mache ich mir Sorgen.«

Über was denn?

»Oh mein Gott, über alles«, sie lässt sich in ihren Gartenstuhl fallen. »Darüber, dass meine Karriere bald enden könnte, oder was man gegen den Hunger in Afrika tun sollte oder ob ich genug Zeit habe, um eine Waschmaschine zu kaufen.«

Am Tag zuvor habe ich Adwoa Aboahs Familie bei dem Photoshooting für das *ZEITmagazin* kennengelernt. Ihre Eltern und einige Cousins sind dazugestoßen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Die Verwandtschaft groß zu nennen wäre eine Untertreibung: Es gibt einen ghanaischen, englischen, amerikanischen, nigerianischen und einen russischen Familienzweig. Schätzungen zufolge beläuft sich die Gesamtzahl der Cousins auf rund 40. Ihr Vater Charles erscheint in dem gleichen grün-schwarzen Jogginganzug wie ihre Schwester Kesewa; ihr sechsjähriger Großneffe spielt mit seinem Vater. Obwohl sie sich nicht oft sehen, scheinen sie sich sehr nahe zu stehen. Es gibt sogar ein gemeinsames Familienkonto auf Instagram.

Ich setze mich zu zwei Cousins, die verkatert auf einer umgekippten Metallleiter im Garten sitzen und selbst gedrehte Zigaretten rauchen. Sie sind Anfang zwanzig und witzeln über eine

Party von gestern Nacht. Da sie komplett schwarz gekleidet sind, wirken ihre Gesichter besonders bleich. In einer Fotopause stellt sich Adwoa Aboah dazu und zündet sich eine Zigarette an. Sie trägt ein Kleid mit lila und rosa Federn, dazu blau-rote Leggings und weiße Turnschuhe.

Der jüngere Cousin blinzelt träge.

»Steht dir ganz gut, dieser verkaterte Look«, sagt sie und lacht trocken.

»Ja? Vielleicht sollte ich daran arbeiten, immer so auszusehen.«

»Schlechtes Kokain ist für so was sehr hilfreich«, antwortet sie und bläst den Rauch langsam aus.

Ein Fotoassistent kommt vorbei und bittet die Cousins, von der Leiter aufzustehen. Er lehnt sie an das Dach an, sodass Adwoa Aboah hinaufklettern kann. Als sie oben steht, setzt sie ihr »Was willst du von mir, Arschloch?«-Modelgesicht auf und legt ihre Hände an die Hüften. Während die Kamera klickt, wendet sie sich nach links und nach rechts. Sie wirkt jetzt kühl und unnahbar. Ihre Cousins beobachten sie von unten. »Schon verrückt, dass ihr Gesicht jetzt überall auf den Plakaten zu sehen ist«, sagt der Ältere. »Am Anfang hat meine Mutter immer Fotos gemacht, wenn sie welche gesehen hat«, ergänzt der Jüngere. »Jetzt sind es einfach zu viele geworden.«

Es ist schon ironisch, dass das Mädchen, das sich früher so hässlich fühlte, ein Supermodel wurde. Adwoa selbst findet es immer noch »irre«. Sie erinnert sich noch gut an ihre mühsamen Anfänge in der Modebranche. Schon als Jugendliche hatten ihr die Freunde ihrer Eltern oft Komplimente für ihr Aussehen gemacht, mit 17 unterschrieb sie ihren ersten Modelvertrag. Trotzdem glaubte sie, auch in der Modewelt keinen Platz zu haben. Bei den Castings verfolgte sie ihr Gefühl, nicht so attraktiv zu sein wie die anderen Frauen. In ihrer Unsicherheit fragte sie sich: Was mache ich hier überhaupt?

Nach ihrem Suizidversuch zog sie nach Los Angeles, um sich selbst neu zu finden. Sie rasierte ihre Haare ab und entwickelte eine Attitüde, die sich zu ihrer Überraschung als Erfolgsrezept entpuppte: Ich bin anders – nehmt mich, oder lasst es! Schaut man sich Porträts aus dieser Zeit an, fällt auf, dass ihre Kleider immer exzentrischer, ihre Tattoos immer zahlreicher und ihr Blick immer trotziger wurde. Sie hörte auf, sich zu verstellen; sie begann, die andere Adwoa zu sein.

Am Ende des Jahres kam ihr Durchbruch: Sie landete auf dem Cover der italienischen *Vogue*. Danach, sagt sie, habe sie sich zum ersten Mal schön gefühlt.

Der Job hat ihr eine Bestätigung gegeben, die sie stets gesucht hat. Er hat ihr Leben größer und aufregender gemacht, viele junge Frauen bewundern sie jetzt. Gleichzeitig ist da die andere Seite des Modeljobs: der Jetlag, die Einsamkeit, der Terminkalender; all die Menschen, die ständig an ihr herumzupfen und -zerren. Kaum ist sie mit einem Fotoshooting fertig, geht es los zum nächsten Flieger. Ständig muss sie funktionieren, nie hat sie Zeit, ihre Eindrücke zu verarbeiten.

Es ist ein Leben, das auch Menschen mit einer starken Psyche sehr zusetzen würde. Was macht es mit jemandem, der unter Stimmungsschwankungen leidet? [→ S. 48]



Diese Seite: Aboahs Schwester Kesewa faulenz auf dem Sofa, während Aboah posiert. *Kleid und Stiefel von Saint Laurent.*
Rechte Seite: Vor dem portugiesischen Restaurant mit einem Studenten von Juergen Teller, der aus Deutschland gekommen ist.
Top und Hosenrock von Dolce & Gabbana, Stiefel von Chloé

Es sei schwierig, nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren, findet Adwoa Aboah. »Wir Models arbeiten permanent, fliegen permanent, sind dauernd weg von unseren Familien, sind jung«, sagt sie. »Ich habe viele Frauen gesehen, die mit Depressionen oder Drogenproblemen kämpfen.« Auch Psychologen berichten, dass Models besonders häufig unter psychischen Problemen litten. Hätte sie ihr Team von Vertrauten nicht dauernd um sich, sagt Adwoa Aboah, würde es sie zerschießen.

Wahrscheinlich war es nur gesund, dass sie mich letztens weggeschickt hat.

Als Adwoa Aboah am Abend, nachdem sie das Interview verschoben hat, im Victoria and Albert Museum auftritt, merkt man ihr die Anspannung des Tages an. Sie trägt ein rosa Hemd zu schwarzen Hosen und schwarzen Schuhen, die dunkle Bühne scheint sie zu verschlucken. Ihre Augen scannen die ehrwürdige Kulisse mit den Ölgemälden verstorbener Künstler an den Wänden. Die Reihen sind voll besetzt, viele Mütter sind mit ihren Töchtern gekommen. In der ersten Reihe sieht sie die erwartungsvollen Gesichter ihrer Eltern, daneben sitzt ihre Schwester.

»Wie schön, so viele Freunde und Verwandte zu sehen«, beginnt sie, »ich weiß gar nicht, warum ich heute so nervös bin.« Sie läuft ein paar Schritte Richtung Bühnenmitte und erzählt, dass das Museum sie gebeten habe, etwas zu der neuen Ausstellung von Frida Kahlo zu sagen. »Auf dem Weg hierher habe ich mit meiner Schwester über sie gesprochen. Sie ist für uns beide so ein Vorbild, einer der wenigen Frauen, die ...«, sie sucht nach Worten, stoppt. »Lassen Sie mich noch mal anfangen.«

Ein Ruck fährt durch ihren Körper, sie atmet tief ins Mikrofon. »Puuuuuh.«

In den nächsten 60 Minuten erfährt das Publikum sehr wenig über Frida Kahlo und sehr viel über Florence Taglight und Anna McGrane. Die beiden haben sich für diese Veranstaltung mit selbst gedrehten Videos beworben, Aboah holt sie zu sich auf die Bühne. Florence, eine zerbrechliche Studentin im roten Blazer, erzählt von ihrer Magersucht. Anna, eine Filmemacherin in auberginefarbenem Mantel, von ihren Jahren der Selbstverletzung. »Mein Leben bestand darin, den ganzen Tag zu schlafen und mich die ganze Nacht selbst zu verletzen«, erzählt sie. »Als ich 16 wurde, machte ich einen Sechs-Monate-Plan, um mich selbst umzubringen.«

Eine andächtige Stille legt sich über den Raum. Es ist, als würde man bei einem sehr persönlichen Gespräch von drei Freundinnen zusehen. Es hat etwas Fesselndes, ihnen dabei zuzuhören, wie sie ihr Inneres nach außen kehren. Gleichzeitig lassen die Geschichten vom Schmerz einen schauern. Adwoa Aboah stellt den Frauen Fragen und ergänzt ihre Erzählungen mit eigenen Anekdoten. Ab und zu machen die drei Witze über Psychiatrien und Magersüchtige in Krankenhauskantinen. Die Berichte vom Wahnsinn scheinen Aboah zu entspannen. Sie lächelt.

Vielleicht geht es ihr nicht nur darum, anderen zu helfen, sondern auch die Ansprüche und Widersprüche ihres eigenen Lebens zu bewältigen.

Das Gespräch kommt darauf, dass junge Mädchen sich oft schwertun, ihren Körper zu akzeptieren. Eine Frau aus dem Publikum fragt Adwoa Aboah, wie sie ihre Verantwortung auf Instagram sieht. Eine gute Frage, doch sie hat darauf keine Antwort. Einerseits bringt es ihr Job mit sich, auf Instagram präsent sein zu müssen – andererseits ist ihr nur allzu bewusst, dass sie damit vielleicht die Unsicherheiten von jungen Frauen verstärkt: Könnte es sein, dass sich da draußen irgendwelche Mädchen hässlich fühlen, weil sie nicht so aussehen wie sie, das Supermodel?

Sie beugt sich zu Florence herüber, die an Schulen oft über Essstörungen spricht: »Wie oft kommt das Thema Social Media in deinen Workshops auf?«

»In 100 Prozent der Fälle«, antwortet Florence.

Adwoa Aboah sinkt in ihren Sitz zurück.

Je länger man Adwoa Aboah begleitet, desto klarer wird, dass sie einen sehr eigenwilligen Weg gefunden hat, das Leben im Rampenlicht mit dem Leben mit einer Depression zusammenzubringen. Ihre Karriere gibt ihr einen Grund, jeden Morgen aus dem Bett zu steigen. Die Veranstaltungen mit »Gurls Talk« geben ihr eine Aufgabe, die über schöne Fotos und glamouröse Auftritte hinausgeht. Zusammen ergeben sie eine Antwort auf die Frage, was sie auf diesem Planeten macht.

Das Supermodel Adwoa hat sich aus ihren Abgründen nach oben gekämpft und ermutigt viele andere Frauen. Der Mensch Adwoa aber scheint noch zu zerrissen, um anderen wirkliche Antworten zu geben.

Die Begegnung, die mich von allen Treffen am meisten überrascht hat, fand am Nachmittag nach dem Auftritt im Victoria and Albert statt. Zufällig treffe ich Adwoa Aboah auf der Toilette eines angesagten Restaurants, es ist das erste Wiedersehen nach dem geplatzen Interview.

»Hey babe!«, sie fällt mir um den Hals wie eine alte Freundin.

»Es tut mir sooo leid, dass ich den Termin letztens verschieben musste, mir ging es so dreckig!« Betrübtschüttelt sie den Kopf.

»Ich wollte dir ein gutes Interview geben, aber ich war einfach nicht in der Lage dazu.« Sie scheint euphorisiert vom gestrigen Abend und tänzelt an mir vorbei, schwungvoll lässt sie die Tür der Toilettenkabine ins Schloss fallen.

»Krasse Veranstaltung im Victoria and Albert«, rufe ich Richtung Klokabine. »War das nicht toll?« – ihre tiefe Stimme dröhnt durch die Toilettentür. »Genau das, was ich brauchte!«

Hinter der Geschichte: Der deutsche Fotograf Juergen Teller lebt seit 1986 in London, seit vielen Jahren arbeitet er auch regelmäßig für das ZEITmagazin. Für diese Titelgeschichte hatte er Adwoa Aboah und ihre Familie in sein Fotostudio eingeladen. Die Aufnahmen fanden diesen Sommer an einem der Wochenenden statt, an dem Deutschland noch bei der Fußball-WM dabei war. Später zog die Gruppe zu einem portugiesischen Restaurant in der Nähe weiter, dort trafen sie zufällig die Sängerin Neneh Cherry. Juergen Teller fotografierte sie spontan – das Porträt sehen Sie auf Seite 33